

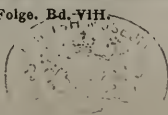
VII.

Stadt und Hafen Zanzibar.

Von E. Quaaas.

In geringer Entfernung von der Ostküste Afrika's zieht sich von der Linie bis gegen 8° S. Br. eine Reihe gröfserer und kleinerer Inseln hin, unter welchen Zanzibar, von den Eingeborenen Ungoya genannt, sowohl in Betreff seiner Gröfse als auch seines Handels die bedeutendste ist. Dennoch hat man in Deutschland noch nichts Genaueres von diesem Lande des Ostens gehört, welches als Hauptstapelplatz des ostafrikanischen Waarenhandels und wegen des dadurch hervorgerufenen Zusammenflusses so vieler verschiedenen Völkerschaften ein ungewöhnlich ergiebiges Feld für interessante Beobachtungen darbietet, und in den letzten Jahren auch als Ausgangspunkt der wichtigsten afrikanischen Entdeckungsreisen eine hervorragende Bedeutung erlangt hat. Es wird deshalb den Lesern nicht unerwünscht sein, wenn ich Aufzeichnungen und Erinnerungen, die ich bei längerem Aufenthalt in Zanzibar gesammelt habe, in einer Reihe einzelner Skizzen des Landes und Lebens der Oeffentlichkeit übergebe.

Die Insel Zanzibar (Ungoya) erstreckt sich von 5° 43' bis 6° 28' S. Br. in einer mittleren Entfernung von 5 — 6 Meilen vom Festlande Afrika's beinahe von Nordnordwest nach Südsüdost hin; ihre Ausdehnung von Osten nach Westen mag in der Mitte, wo sie am gröfsten ist, wohl 13 — 14 deutsche Meilen betragen. Die Insel ist niedrig und gröfsten Theils mit Cocosnufspalmen bewaldet; die Wipfel der auf den höchsten Punkten stehenden Bäume werden vom Verdecke eines Schiffes aus erst sichtbar, wenn man sich der Insel auf 3 — 4 Meilen genähert hat. Kommt man von Süden, so läuft man gewöhnlich erst Monfia an, ein etwas südlicher gelegenes kleines Eiland, und richtet von da, um durch den in dieser Gegend nach Nordosten laufenden starken Strom nicht auf die äufsere Seite Zanzibars getrieben zu werden und um die gefährliche Sandbank von Latham zu vermeiden, seinen



Cours nach Point Punah, einem unbedeutenden Vorgebirge, leicht kenntlich an seiner dichten Bewaldung. Das Land erscheint von gleicher Höhe; nur zwei kleine Hügel zeigen sich wohl eine Meile vom Ufer im Innern. Südlich von Punah ist die Küste nur mit einzelnen zerstreuten Gruppen von Palmen bedeckt, deren Wipfel, wenn sie wie kleine Inseln aus dem Meere auftauchen, man eher gewahr wird als das Land selbst. Hat man Punah erreicht, so steuert man auf die in dem Canal zwischen Zanzibar und dem Festlande gelegene Insel Kwaly los, läßt Kissiwa und Hay, zwei kleine Eilande, rechts liegen und bekommt bei Schumby die Stadt selbst in Sicht. Die westlichen Ufer Zanzibars zeigen, ausgenommen an der Nord- und Südspitze, an denen nackte Korallenfelsen zu Tage kommen, in ihrer ganzen Ausdehnung weissen Sandstrand und dahinter die frische saftige tropische Vegetation. Die kleinen Inseln sind sogar bis dicht an den Rand von dem schönsten grünen Pflanzenwuchs bekleidet. Von Schumby aus kann man zur Stadt auf zwei Wegen gelangen: der eine führt mitten durch zahlreiche Sandbänke gerade nach dem auf der äussersten Spitze des Landes stehenden grossen steinernen Hause, welches man nebst der kleinen dahinter liegenden Insel Schampany als Landmarke benutzt; der andere bringt uns bis auf kleine Distanz vom Ufer im Süden der Stadt. Ein Hindu-Tempel, leicht kenntlich als das einzige weisse Gebäude zur Rechten der Stadt, nebst dem darüber hervorragenden kleinen Minaret einer Moschee, die auf der nördlichen Seite liegt, giebt uns hier den einzuhaltenden Cours an. Von dort nordwestlich der Küste entlang steuernd gelangt man bald nach Schangani-Point, zu dem schon früher erwähnten grossen Hause, im Angesicht der grossen Bucht, welche das westliche Ufer Zanzibars bildet, indem es plötzlich beinahe unter einem rechten Winkel nach Ostnordost einfällt, und erst, nachdem es wohl eine Meile sich in dieser Richtung hingestreckt hat, wieder nach Nordnordwest umbiegt.

An dem westlichsten Theile dieser Bucht liegt die Stadt Zanzibar, von den Landesbewohnern kurzweg Mdji (die Stadt) genannt. Nördlich von ihr ist der eigentliche Ankerplatz für die Schiffe, der Hafen (Bandari), von Westen durch eine Menge Sandbänke, von Norden durch vier Inseln, Bawy, Schangu, Kibandeko und Schampany (French Island), geschützt, die von Westen nach Osten der Küste entlang sich hinziehen.

Von Norden kommend kann man, sobald die kleine Insel Tumbata, im Nordwesten Zanzibars gelegen, im Osten gepeilt und passirt worden ist, von Point Osmawembi an stets in geringer Entfernung von der Küste in einer Tiefe von 7 bis 10 Faden segeln, um die drei im Südwesten von der genannten Bay, aber weiter entfernt liegenden Korallenriffe zu vermeiden. Auch hier giebt es zwei Passagen, um zur

Stadt durch den sie umgürtenden Inselkranz zu gelangen; die nordwestliche zwischen Bawy und Schangu, die beinahe gar nicht benutzt wird, und die zwischen der Küste und der Insel Schampany. Letztere ist die bekannteste und befahrenste; nur hat man sich vor der nach Südost von der Insel auslaufenden Sandbank in Acht zu nehmen, die leicht durch die Farbe des Wassers zu erkennen ist, welches durchsichtig und klar bei abnehmender Tiefe augenblicklich seine Färbung von tiefem Blau zu hellem Grün in den verschiedensten Nuancen wechselt. Zu des vorigen Sultans Zeiten lagen bei Mtoni, seinem Lieblings-Aufenthalte, da wo man nach Westen umbiegen und seinen Cours ändern muß, stets ein oder mehrere Kriegsschiffe, auch eine Boje bezeichnete das Ende der Sandbank; jetzt ist der Seefahrer auf seine eigene Geschicklichkeit angewiesen; die Kriegsschiffe liegen im Hafen und die Boje am Lande vor dem Palast des Sultans.

Wohl eine Viertelmeile von dem westlichsten Punkte der Stadt, von Schangani-Point, schneidet eine Lagune von Norden nach Süden in das Land, welche sich zur Zeit hoher Fluthen bis auf circa 200 Schritt von dem südlichen Meeresstrande mit Wasser füllt und so den Theil des Vorsprunges, auf welchem die Stadt gebaut ist, zur Halbinsel macht, die nur durch das schmale, etwas höher gelegene Stückchen Erdreich mit dem übrigen Theile der Insel verbunden ist.

Gegenüber Schampany fangen die Ufer Zanzibars an, sich mehr und mehr zu beleben; bisher sah man nur den weissen Strand und Waldung dahinter, jetzt kommt man an vielen reizend gelegenen kleinen und größeren Landhäusern vorbei, die in den Strahlen der glühenden Sonne hell erglänzend einen wunderbar schönen Contrast mit den sie umgebenden lichten Baumgruppen und dem dunklen Walde im Hintergrunde bilden.

Von Süden einsehelnd bemerkt man kein bedeutendes Gebäude, aufser dem großen schönen Hause auf der äußersten Linken und dem kleinen Hindutempel zur Rechten, der uns nebst dem hinter ihm aufsteigenden Minaret an einem von Cocospalmen freien Platze erscheint, weil der sonst überall bis an die Küste reichende Wald hier zurücktritt und die im Südosten der Stadt befindliche Ebene Nasimoje beinahe bis an das diesseitige Ufer sich erstreckt. Nur einige Gebäude ragen mit ihrem oberen Rande über die Dächer der vielen Hütten hervor, welche diesen Stadttheil, Schangani genannt, beinahe ausschließlich bilden. Einzelne Cocospalmen strecken ihre schlanken Stämme zwischen den Häuschen hervor in die milde blaue Luft und scheinen dem neuen Ankömmling mit ihren ewig beweglichen Wipfeln ein freundliches Willkommen zuzunicken. Die Stadt sieht von hier aus mehr ländlich und negerhaft aus. Ein ganz anderes Bild entrollt sich vor

unseren Augen, wenn wir auf der nördlichen Seite vor Anker gehen. Inmitten einer glänzenden Façade von Häusern mit platten Dächern erheben sich die ehrwürdigen grauen Mauern des alten, noch aus der Zeit der portugiesischen Besitzergreifung stammenden Forts, mit vier halb verfallenen runden Thürmen an den Ecken. Links davon wehen an dem hohen Flaggstocke die Landesfarben, eine große rothe Flagge; hinter ihm steht der neue Palast des jetzigen Herrschers Szeyd Madjid und daneben der Harem des verstorbenen Sultans, ein langes dunkles Gebäude, welches in Folge der wenigen vergitterten Fenster im oberen Stockwerk einem Gefängniß ähnlicher sieht als der Residenz des mächtigen Sultans von Mascat, Szeyd Szaïd. Noch mehr Abwechslung bringt in die Scenerie eine ganz in der Nähe dicht am Strande stehende alte, mit Makuti (Cocosnufsblättern) bedeckte Baracke, das Zollhaus, der Sammelplatz der europäischen, arabischen und indischen Kaufleute, bei dem, wie wir durch den Mastenwald der hier liegenden einheimischen Fahrzeuge gewahren können, das regste Leben herrscht. Das Ufer ist von zahlreichen Gruppen thätiger Menschen bedeckt, das Meer von einer Menge hin und her fahrender Boote, welche die Erzeugnisse ferner Gegenden landen und abholen. In den Stadttheilen zu beiden Seiten des Forts wehen von den Residenzen des englischen, amerikanischen und französischen Consuls die entsprechenden Flaggen. Nach der Lagune zu neben den meist neuerbauten grössten und schönsten Häusern stehen wieder wie im Westen zahlreiche Hütten; sie bilden, selbst meistentheils zwischen dem saftreichen Grün der Bäume gelegen, den Uebergang zu den mit tropischer Vegetation bedeckten Hügeln, welche das Bild zur Linken abschliessen, wie es zur Rechten der blendend weisse Strand und das tiefblaue Meer thut.

So bietet, wie überhaupt alle morgenländischen Städte, auch Zanzibar von Weitem gesehen einen überraschend schönen Anblick dar, während bei näherer Betrachtung aller Zauber vor dem dort herrschenden Schmutze entweicht.

Schon beim Landen werden, wenn nicht gerade hohes Wasser gewesen ist oder noch ist, auch sehr wenig verzärtelte Gesichts- und Geruchsorgane durch den Anblick des Strandes und den hier aufsteigenden penetranten Geruch auf das Unangenehmste berührt. Denn der Landungsplatz ist — Dank den täglich erneuten Bemühungen der Neger und Banianen — ein Kothhaufen in des Wortes verwegenster Bedeutung, den man selbst bei angestrenzter Aufmerksamkeit kaum passieren kann, ohne mit den allerunangenehmsten Dingen in Berührung zu kommen. Aufserdem wird aber auch aller Unrath aus den anliegenden Häusern dorthin geworfen, so daß man viele der nach dem

Strande führenden Wege mit einem Haufen Kehricht verbarrikadirt findet, über den man hinwegklettern muß. Wenn nicht die niedrigeren Theile des Strandes von den täglichen, und die höher gelegenen von den sehr hohen Frühjahrs- und Herbstfluthen zweimal im Tage oder im Jahre gründlich gereinigt würden, so wäre gewiß schon längst an ein Durchkommen nicht mehr zu denken, und die Atmosphäre würde noch mehr verpestet sein, als es schon jetzt der Fall ist.

Die Strafsen der Stadt selbst sind, mit Ausnahme der im westlichen Theile vor den Häusern der Europäer hinführenden, ebenfalls wenig anziehend. An Strafsenreinigung denkt natürlich keiner der Eingeborenen, thut vielmehr im Gegentheil so viel er nur kann zur Vermehrung des allgemeinen Schmutzes. Auch hier muß die Natur von Zeit zu Zeit hilfreiche Hand leisten. Die Menschen überlassen in ihrer Indolenz den Regengüssen diesen wichtigen Theil sanitätspolizeilicher Fürsorge. Mehr oder weniger eng, krumm und schmutzig, zieht sich durch die ganze Stadt ein Labyrinth von Gassen, in denen sich jeder mit der Topographie des Platzes Unbekannte ohne Führer verirren muß. Schilder an den Eckhäusern, mit dem Namen der bezüglichen Strafsen versehen, fehlen gänzlich, da die Strafsen hier gar keine Namen haben, und in vielen Gegenden jede Hütte einzeln steht; es bleibt daher dem rathlosen Fremden, der die Landessprache nicht kennt, oft kein anderer Wegweiser als die Sonne übrig. Bei Regenwetter ist natürlich in den ungepflasterten Gassen — und ihrer sind bei Weitem die Mehrzahl, sie sind die Regel — gar nicht durchzukommen. Liegen sie tief und fehlt ihnen ein bequemer Abfluß, so dauert es lange, ehe das Wasser, besonders in der Regenzeit, sich verzieht; haben sie dagegen einen Fall nach dem Strande oder der Lagune, so strömen die Fluthen reißend hindurch und man würde bis an die Knöchel darin waten oder auf die hin und wieder wie kleine Inseln hervorragenden Steine hüpfen müssen, um vorwärts zu kommen. Den Eingeborenen genirt dies freilich wenig; er nimmt seine Sandalen, wenn er nämlich solche besitzen sollte, in die Hand, und trotz mit seiner wasserdichten Haut den um ihn stürmenden Fluthen. Bei trockenem Wetter sind viele dieser Strafsen eben so unangenehm wegen der malerischen Unordnung, in der Hügel und Thäler auf ihnen abwechseln; selbst erratische Felsblöcke von den verschiedensten Dimensionen finden sich in Menge vor, zum großen Aerger des Fußgängers. Eine andere Unannehmlichkeit der engen Gassen zwischen den Hütten und niedrigen Häusern sind die oft weit aus den Dächern hervorragenden Sparren, dünne unliebenswürdige Stangen, die sich kein Gewissen daraus machen, den arglos Vorübergehenden der Kopfbedeckung zu berauben, ihm die Stirne zu beschädigen,

oder gar die Augen auszubohren, wenn er sich nicht wohlweislich in der Mitte des Weges hält. Von oben und von unten also ist der Wanderer von Gefahren umdroht.

Einen anderen Charakter haben natürlich die Strafsen im westlichen europäischen Quartiere und ein paar andere, in denen reiche Araber wohnen; dort findet man ein unserem Asphalt-Trottoir ähnliches Pflaster, das auf einer gemauerten Unterlage ruht, stets rein gehalten wird und selbst bei anhaltendem Regenwetter sauber und schön zum Gehen ist. Rinnsteine gewähren dem Regenwasser Abflufs, und hier ist es, wo Capt. Burton auf seinen Reisen im Morgenlande zuerst diese Einrichtung bemerkt haben will. Uebrigens sind sie von den Europäern angelegt worden; von den Eingeborenen werden sie selbst jetzt bei dem Bau neuer Wege trotz ihrer anerkannten Nützlichkeit zur Conservirung des Pflasters noch nicht überall angelegt.

Von Häusern bemerkt man beim Durchwandern der Stadt Zanzibar dreierlei Arten: die großen neuen, durchweg aus Steinen aufgeführten, welche von den reichen Arabern und Europäern bewohnt werden, andere ebenfalls gemauerte, entweder ein Stockwerk oder nur ein Parterregeschofs enthaltende, und Hütten, die aus Sparren, Erde und Steinen zusammengesetzt sind.

Die schönsten Gebäude der ersten Klasse sind unstreitig die an der Nordseite der Stadt in der Nähe des Strandcs stehenden; sie sind es, welche ihr das imposante Aussehen von der See aus geben; indess findet man auch sie bei näherer Betrachtung ohne architektonische Schönheit und ohne alle äufseren Verzierungen, ausgenommen eine schmale hervorragende Leiste unter den Fenstern und die häufig crenelirte Mauer, die das platte Dach umgiebt. Manchmal fehlt den Gebäuden sogar die Symmetrie in Bezug auf die Stellung der Fenster; gerade senkrechte oder horizontale Linien in den Umrissen findet man nur in sehr seltenen Fällen, denn auf ein paar Zoll mehr oder weniger in der einen oder anderen Richtung kommt es den Erbauern meistens nicht an. Den Leuten selbst geht das Augenmafs ab; dann sind auch die Instrumente, deren sie sich zu solchen Messungen bedienen, so mangelhaft, dafs man sich über die vorkommenden Unregelmäßigkeiten nicht wundern darf. Aber interessant bleibt es immer, die kühnen Bogenlinien zu betrachten, in denen sich selbst bei vielen in der Neuzeit aufgeführten Häusern die Ecken in die Höhe winden; oder zu sehen, wie bei anderen die Mauern bald nach innen zurückweichen, bald sich dreist nach aufsen vordrängen, als wollten sie der an ihrem Fusse hinlaufenden Strafsen das liebe Sonnenlicht mißgönnen und die Vorübergehenden in fortwährender Furcht vor unvorhergesehenem Tode erhalten.

Im Innern enthalten fast alle diese Häuser einen viereckigen großen Hofraum, der auf drei oder auch auf allen vier Seiten mit einer Art Porticus umgeben ist. und im ersten Stockwerke läuft, ihm entsprechend, rings herum eine nach dem Hofe zu offene Gallerie, welche zugleich durch das Dach des Hauses bedeckt ist. Von der Hausthüre aus gelangt man zuerst in eine Vorhalle, den gewöhnlichen Aufenthalt des Thürhüters, eines faulen schwarzen Schlingels, der während des größten Theils des Tages schläft, in der übrigen Zeit aber nichts weiter thut, als etwaige Besucher anmelden und hin und wieder einmal auskehren. Außerdem liegen auf der an den Wänden angebrachten Berasa (gemauerte steinerne Bank) oder auf Kitanda's (Bettstellen der Eingeborenen) die übrigen unbeschäftigten Haussklaven in größerer oder geringerer Anzahl, je nach dem Range oder Reichthum des Besitzers, umher, und bringen ihre Zeit mit Nichtsthun hin. Zu beiden Seiten dieser Vorhalle sind die Empfangszimmer, in denen der Hausherr mit seinem Freunde (*mhudi*), nachdem die übliche Visite beim Sultan abgemacht ist, sich auf dieselbe Weise unterhält, wie seine Diener draussen, und die Besuche seiner Bekannten entgegennimmt. Die zu ebener Erde im Hofe liegenden Räumlichkeiten benutzt man häufig als Vorrathskammern (*rhala*); da die meisten reichen Araber und Szuabelis Plantagen besitzen, werden hier die Erzeugnisse des Bodens bis zum späteren Verkauf aufgestapelt. Im oberen Stockwerke befinden sich die Privatzimmer des Herrn, sowie die Gemächer seiner Frauen und ihrer Sklavinnen, zu denen keinem Fremden der Zugang gestattet ist. Steinernen Treppen, dunkel, eng und unbequem, verbinden das Parterre mit dem Obergeschoß und dieses mit dem platten Dache, welches sehr oft noch mit einer 4 bis 5 Fuß hohen Mauer umgeben ist, in der, den darunter liegenden Fenstern entsprechend, viereckige Oeffnungen angebracht sind, so daß das Haus von außen zwei Etagen zu enthalten scheint. Die Thüren haben stets zwei Flügel, sind aber mit Ausnahme der Pfosten, an denen sich Schnitzereien (*rembo-rembo*) befinden, roh gearbeitet. Die Fenster sind ohne Glas, nur durch Läden von innen zu verschließen und selbst in den oberen Stockwerken mit dicken eisernen Stangen vergittert, hinter denen die eingesperrten Weiber wie Gefangene hervorgucken. In mehreren der europäischen Häuser findet man indess ordentliche Glasfenster; auch fehlen dann die Eisengitter und das ganze Gebäude erhält dadurch ein freundliches Aussehen.

Die Häuser dieser Art sind meistens noch ziemlich neu, wenigstens sehen sie so aus, da einerseits von außen der Abputz noch wohl erhalten ist, andererseits auch im Innern die Zimmer groß, geräumig und etwas reinlich gehalten sind und den Beschauer nicht gerade unangenehm berühren.

Die zur zweiten Klasse gehörigen Häuser, die alten Gebäude mit einer Etage oder auch nur einem Parterregechofs, stehen in Menge im Mittelpunkte der Stadt; sie bilden den eigentlichen Kern der Häusermasse und werden von den Banianen, Hindis und dem Mittelstande der Araber und Szuahelis bewohnt. Das flache Dach ist bei ihnen in der Regel noch mit einem anderen von Makuti überdacht und daher in der Mitte und an den Seiten mit einigen steinernen niedrigen Pfeilern versehen, welche dazu bestimmt sind, die Stützen des Makuti-Daches in sich aufzunehmen. Durch diese Bedeckung wird sowohl ein Raum gewonnen, in dem häufig die Sklaven logiren, als auch das eigentliche Steindach, wenn es vielleicht alt und schadhaf ist, besser vor dem Eindringen der Feuchtigkeit geschützt. Von aussen sehen diese Häuser trübselig genug aus, alt, schwarz, schmutzig; der Kalkbewurf ist zum grössten Theile abgelöst, wenn er überhaupt jemals vorhanden war; die wenigen Fenster sind klein und schief eingesetzt; und da nichts an ihnen ausgebessert wird, verfallen die Häuser täglich mehr, und geben dem Beschauer einen Begriff von der grenzenlosen Apathie des hier wohnenden Geschlechts; aber im Innern, zu verschiedenen Zeiten je nach dem Bedürfnis des Besitzers mit neuen Anbauten versehen, die mit den alten nicht einmal auf gleicher Höhe liegen, sind sie ein wahres Labyrinth von räucherigen kleinen Löchern, dunkeln engen Gängen, Treppen und Stufen, in denen der Uneingeweihte auf die leichteste Weise von der Welt zu einem Arm- oder Beinbruch gelangen kann.

Die Häuser mit nur einem Parterregechofs haben beinahe alle eine von Makuti überdachte, 2 bis 3 Fufs über den Boden erhabene Veranda (*berasa*); sie ist bei Tage und einigermaßen gutem Wetter der gewöhnliche Aufenthaltsort des Hausherrn, der dort auf einer ausgebreiteten Strohmatten ruht oder arbeitet, je nachdem sein Stand oder seine Verhältnisse es erfordern. Ursache mag er auch genug haben, lieber draussen als drinnen zu sein; denn in dem einen oder in den zwei Gemächern, die ein solches Gebäude enthält, sieht es gar zu unheimlich, wüst und dunkel aus, da bei der Mehrzahl selbst die Fenster fehlen; ihre Stelle vertreten schmale längliche Oeffnungen oder kleine runde Löcher, die nicht weit von der Decke in den Wänden angebracht sind. Im Hofe hat diese Art Gebäude in der Regel kleine, mit Makuti gedeckte Schuppen, die Wohnungen der im Hause anwesenden Sklaven, in denen Schmutz und Unsauberkeit im ausgedehntesten Mafse herrschen.

Die Hütten endlich bilden die letzte Klasse der in Zanzibar vorkommenden Baulichkeiten, und werden von den armen Leuten, Arbeitern, Handwerkern, Freigelassenen und Sklaven bewohnt. Der Boden, auf dem sie gebaut sind, ist etwas über die vorbeiführende Strafse er-

höht, damit die Hütte in der Regenzeit etwas mehr vor der Feuchtigkeit geschützt ist. Er ist nicht, wie bei den anderen Häusern, mit dem schon früher erwähnten asphaltartigen Pflaster von Kalk und Sand versehen, sondern nur geebnetes und niedergestampftes Erdreich. Hütten sind mit geringem Kostenaufwande in wenigen Tagen aufzubauen. Die äusseren Seitenwände bestehen aus Holz, Steinen und Erde; im Innern haben sie meistens mehrere Abtheilungen, durch Wände aus Stangen und Cocosnußblättern oder Strohmatte von einander getrennt. Fenster sind hier natürlich nie vorhanden; die in den einzelnen Zimmern herrschende Dunkelheit wird noch dadurch vermehrt, daß das Makuti-Dach, über die Seitenwände hervorragend, eine niedrige Veranda bildet und dem Lichte und der Luft auf diese Weise noch den einzig möglichen Weg durch die Thüre größestentheils abschneidet. Bis auf 3 oder 4 Fufs nähern sich viele dieser hohen Giebedächer dem Erdboden, und tragen dadurch noch mehr zur Verengerung der schon an sich engen Gassen bei. Uebrigens sind diese Hütten von der verschiedensten Größe: erbärmliche Schuppen, deren Seitenwände mit einigen Stücken Makuti überkleidet den Bewohnern kaum Schutz vor dem Ungemach der Witterung gewähren, und andere recht behaglich, beinahe wie unsere Bauernwohnungen aussehende Häuschen, die indess in ihrem Innern ebenfalls nur sehr geringen Comfort zeigen.

Außerdem giebt es in Zanzibar noch andere Arten Bauwerke, die den Uebergang von einer dieser Kategorien zur andern bilden und dadurch entstanden sind, daß die Leute vorhandene Ueberreste alter steinerne Gebäude benutzten, sie zum Theil nach ihrer Manier ausbauten und sich dann häuslich in ihnen niederließen. Selbst vollständige Ruinen werden hier, wenn nur noch ein kleiner, der Witterung nicht ausgesetzter Raum in ihnen vorhanden ist, von einem Völkchen lustiger Neger in Beschlag genommen.

Die Leute leben überhaupt mehr im Freien; Häuslichkeit und eine gemüthliche Wohnung gehören zu den Dingen, die sie nicht kennen, nach denen sie sich also auch gar nicht sehnen. So bildet die Stadt Zanzibar ein bunt durcheinander gewürfeltes Gemisch der verschiedensten Arten von Häusern und Hütten, in welchem das schönste Steingebäude neben dem erbärmlichsten Schuppen erscheint.

Das von uns bewohnte Haus lag neben dem großen Gebäude, welches wir schon bei unserer Ankunft von Süden bemerkten, und war nächst ihm das westlichste aller am Strande gelegenen Hôtels ersten Ranges. Ehe es von Europäern zur Residenz erwählt wurde, gehörte es natürlich auch zu den ungemüthlichen, unheimlichen Nestern mit schwarzen verräucherten Zimmern, wohlvergitterten Löchern anstatt der Fenster, und einem Dache, welches in der Regenzeit die unter dem-

selben Lebenden nicht einmal vor dem Eindringen des nassen Elements schützte; mit einem Worte, es war ein Gebäude, in dem sich eben nur ein Morgenländer wohl fühlen konnte. Erst vielfache Reparaturen und zweckmäÙig angebrachte Verbesserungen hatten es zu dem umgewandelt, was es jetzt war, einem wohllichen europäischen und doch allen Anforderungen des heißen Klima's entsprechenden Hause. Das Parterre-GeschoÙs enthielt die Schlafstellen der Diener, das Comptoir, die Küche und die Lagerräume für die vorhandenen Waarenvorräthe. Eine breite helle bequeme Treppe führte nach dem großen Eßsaale, dem Hauptzimmer des ganzen Hauses. Strohmatte, die jährlich erneuert wurden, und Teppiche bedeckten hier den steinernen Fußboden; ein Piano, mehrere Sopha's, Tische, Stühle, Spiegel und eine Menge Bilder an den reinlichen, weiß angestrichenen Wänden gaben dem Ganzen die Gemüthlichkeit, die nur der Europäer kennt und würdigt. Vier Glasfenster an der Ostseite des Zimmers, bei schönem Wetter stets geöffnet, bewirkten in Verbindung mit dem am westlichen Theile nach dem Dache zu errichteten Aufbau, einem sogenannten *skylight*, eine Luftcirculation, wie man sie nur wünschen konnte. Theils neben diesem Saale, theils im Hinterhause, durch einen über den Hof führenden gedeckten Gang damit verbunden, waren die Privat- und Schlafzimmer der hier Wohnenden nebst den übrigen zur Bequemlichkeit erforderlichen Gemächern. Das platte Dach, zu dem man auf einer schönen steinernen Treppe gelangte, war auf allen Seiten mit einem Geländer umgeben und trug hinten auf seinem höchsten Theile einen Flaggestock, an dem, wenn eines unserer Schiffe ankam, fröhlich die Hamburger Flagge wehte. Es war in den späten Nachmittagsstunden bei schönem Wetter der angenehmste Aufenthalt, den man sich denken kann, denn man genoÙ von hier eine Aussicht, wie sie auÙer unserem Hause in ganz Zanzibar nur noch das neben uns liegende hohe Gebäude bieten konnte. Im Süden und Westen der ganze, Schangani genannte Stadttheil, ein wahres Meer von Hütten mit den hohen dunkeln Giebeldächern, dahinter die tiefblaue See, die kleine grüne Insel Schumby und links davon die mit reicher tropischer Vegetation bedeckte Küste Zanzibar's bis zu den Ukombi-Eilanden, kleinen kuppelförmig aus der See aufsteigenden bewaldeten Hügeln, bei denen in der Regel die von Süden einsegelnden Schiffe zuerst zum Vorschein kommen. Weiter nach Westen werden bei niedrigen Ebben eine Menge der hier zerstreut liegenden Sandbänke sichtbar; wie Bänder ziehen sich die vielen schmalen Streifen blendend weißen Sandes durch die klaren nur leicht auf- und niederwogenden Fluthen, und man sieht bei immer mehr und mehr abnehmender Tiefe das Wasser in den verschiedensten Tinten vom dunkel-

sten Blau bis zum hellsten Grün gefärbt. Dann erblickt man bei nur einigermassen klarem Wetter im Hintergrunde die Küste des afrikanischen Festlandes, die blauen langgestreckten Bergreihen, die hinter den hohen Cocospalmen von Bawy, der westlichsten der vier kleinen im Norden der Stadt gelegenen Inseln hervortreten; manchmal kann man sie über Schumby hinaus mit kurzen Unterbrechungen verfolgen, bis sie sich weiter nach Süden in dem Blau des über ihnen ausgespannten klaren Himmels verlieren. Ist die Luft recht durchsichtig, so gewahrt man auch mitunter gerade im Westen drei hohe einzelne Bergkuppen, aber doch nur in sehr schwachen unbestimmten Umrissen. Nach Osten liegt die eigentliche Stadt; leider versperren hier einige hohe Häuser die Aussicht, und man übersieht nur eine Menge platter Dächer, auf denen in den frühen Morgenstunden und kurz vor Sonnenuntergang genug reges Leben herrscht. Die arabischen Frauen kommen besonders des Abends, nachdem sie den ganzen Tag in ihren dumpfigen Gemächern versteckt gewesen sind, in Begleitung ihrer Sklavinnen herauf, um kurze Zeit frische Luft zu schöpfen; sie verschwinden wieder, sobald die Sonne untergegangen ist, doch bleibt in der Zwischenzeit Muße genug, sie mit bewaffnetem Auge zu bewundern.

Vor Allem bietet das Haus des alten Sklavenhändlers Abdallah, nicht zu weit von uns entfernt, Stoff zu ganz interessanten Beobachtungen, wenn die bisweilen recht hübschen Sklavinnen für ihre Parade auf dem Markte Toilette machen, oder sich nach erfolgter Rückkehr den Eingebungen ihrer Laune überlassen, tanzen, spielen und allerlei Kurzweil treiben, wie sie eben nur von solchen sorglosen, mit dem glücklichsten Temperament begabten Geschöpfen ersonnen und ausgeübt werden kann. Etwas weiter zur Linken befindet sich auf einem andern Dache regelmässig eine Menge Frauen und Kinder, halb versteckt hinter dem Grün einiger Bäume. Zahlreiche bunte bauchige Flaschen mit Rosenwasser stehen umher, daneben auch einige leere Kisten, die ehemals — denn man kann mit dem Fernrohr die Etiquetten lesen — Liqueure oder Cognac enthalten haben müssen, einen in einem strengen mohammedanischen Hause verpönten Artikel. Ferner kann man den Secretair des vorigen englischen Consuls, den alten widerlichen Achmed ben Mohammed, einen Perser von Geburt, in Augenschein nehmen, der etwas weiter nach links beinahe jeden Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr seine Tschibuk im Freien raucht. Nicht zu vergessen ist das hohe Dach auf dem gerade im Osten liegenden Palaste des jetzigen Sultans Szeyd Madjid, von Zeit zu Zeit durch die Gegenwart Seiner Hoheit beehrt, besonders wenn Schiffe vom Süden oder Norden ankommen; sowie das nicht ganz so weit von uns entfernte Haus seines jüngst verstorbenen Bruders Szeyd Djemschir, auf

welchem dessen etwas corpulente Mutter, von einigen seiner Szuria's (Kebsweiber) umgeben, bei schönem Wetter in Luft und Sonnenschein badet und die vielen um sie geschäftigen jungen Sklavinnen, wie man aus ihren Gebehden ersieht, tüchtig ausschilt.

Im Norden gerade vor uns liegt der Hafen von Zanzibar, mit Allem ausgestattet, was nur irgend dazu beitragen kann, eine Scene regen Lebens, wie sie sich hier dem Auge des Beschauers darbietet, zu verschönern. Auf den klaren blauen Fluthen liegen eine Menge der verschiedensten Fahrzeuge, von dem großen Kriegsschiffe herab bis zu den kleinen Canoes mit den Ausreckern an einer oder an beiden Seiten, um das Kentern zu verhindern. Am weitesten draussen ankert die Flotte des Sultans, vier stattliche schwere Schiffe; Stengen und Takelage sind heruntergenommen, nur die Untermasten stehen und von ihren Toppen wehen die langen Wimpel im leichten Abendwinde; etwas weiter nach innen gewahrt man die europäischen Handelsschiffe und in der Nähe des Strandcs die einheimischen Fahrzeuge, die Buggalow's und Dau's, die grössten derselben, mit dem hohen plumpen Hintertheile und dem einen großen, weit nach vorn sich überneigendem Maste, die arabischen Betela's, große, mit einem Segel versehene Böte ohne Verdeck, und die zierlichen scharfen Lamo-Fahrzeuge, ein niedriger, langgestreckter, scharfer Bau, das vielfach verzierte Vorderend wie einen Schnabel weit über das Wasser hinausstreckend. Besonders merkwürdig macht sie der Umstand, daß an ihnen alle Planken und Hölzer mit Cocosnufsgarn (*usi*) zusammengebunden, nicht genagelt sind; dessen ungeachtet halten sie dicht und sollen gerade wegen ihrer Nachgiebigkeit für die hiesige Fahrt sehr gut geeignet sein. Eine Menge Böte fahren zwischen den Schiffen und dem Lande hin und her, leer und beladen, oder stehen an den Strand gezogen neben größeren Fahrzeugen, die zur Seite geneigt auf dem Sande des flachen Ufers liegen, um irgend eine Reparatur an ihrem Boden vornehmen zu lassen.

Dort will eben ein Dau unter Segel gehen. Sein Verdeck ist schwarz von Leuten, welche singend nach dem Takte einer Goma (Trommel) das dicke Ankertau einziehen; ihr Geschrei und der durch das regelmäßige Aufstampfen der Füße verursachte Lärm dringt bis zu uns herauf. Da geht das Segel in die Höhe, der Anker läßt los, das Fahrzeug dreht, macht eine verkehrte Wendung und treibt seinem Hintermanne vor den Bug; nun ist Verwirrung überall, ein Jeder schreit nach Kräften und mehr als er arbeitet, bis es den vereinten Bemühungen gelingt, sich wieder klar zu machen; das Segel, ein ungeheures Stück Leinwand, wird ganz beigesetzt und vor der frischen östlichen Brise ein wenig zur Seite geneigt gleitet der Dau stolz aus dem Hafen. Sind Gewehre oder gar kleine Kanonen an Bord, so wird eifrigst ge-

schossen, und noch lange vernimmt man die Trommel und den Gesang und sieht die auf dem Verdeck tanzenden Gestalten der schwarzen Mannschaft.

Auferhalb des Hafens gewahrt man jetzt einige Küstenfahrzeuge, die hereinwollen; der günstige Wind bringt sie schnell näher; schon sind sie bei den äußersten Schiffen angelangt; wie geschickt sie sich durch die Menge der hier liegenden Fahrzeuge hindurchwinden, und endlich auf ihrem Platze in der Nähe des Zollhauses ankommen, wo, sobald der Anker gefallen und das Segel abgeschlagen und weggepackt ist, eine kleine Jolle von Bord fährt, um den Nochudha (Capitain) an Land zu bringen. Nicht weit davon sieht man einige schwarze Köpfe am Hintertheile eines anderen Dau's herumschwimmen; sie gehören Leuten an, die damit beschäftigt sind, das Steuerruder wieder am Steven zu befestigen. Dicht am Strande belustigt sich eine Schaar Negerjungen mit Baden; sie sind wahrscheinlich eben von der Arbeit gekommen und wollen jetzt für den Abend Toilette machen; sie treiben dabei allerlei Kurzweil, tauchen sich gegenseitig unter, scherzen, lachen und jauchzen in der Lust ihres Herzens, daß die Mühsale des Tages glücklich überstanden sind, laut auf. Wohin man das Auge wenden mag, überall herrscht Leben und Thätigkeit.

Jenseits der azurnen Meeresfläche liegen die vier kleinen Inseln Bawy, Schangu, Kibandeko und Schampany, letztere der Begräbnisplatz für die hier sterbenden Europäer. Die Intervalle zwischen ihnen gestatten einen freien Blick auf den nördlichen Theil des Canals zwischen Zanzibar und der Küste des Festlandes, so daß ein von Norden ankommendes Schiff schon entdeckt wird, wenn es eben erst die Nordspitze Zanzibars umsegelt hat. Alsbald gehen auf den Ruf „*sail ho*“ die Flaggen der Consuln, des Sultans sowie auf den vor Anker liegenden Schiffen in die Höhe, zur Begrüßung des neuen Ankömmlings, und jeder auf dem Dache Befindliche müht sich ab, mit seinem Fernrohr zuerst die Nationalität des Fremden zu erspähen. Die vier erwähnten Inseln sind alle über und über bewaldet; die westlichste, Bawy, mit hohen schlanken Cocospalmen, die am linken Ufer, weniger gedrängt stehend, die Berge des Festlandes durchblicken lassen. Kibandeko wurde gewöhnlich „der Blumenkorb“ genannt, da das unterwaschene Ufer über die See hinausragt und die ganze Insel von den äußersten Kanten an mit grünem dichten Gebüsch und niedrigen Palmen bekleidet ist, und dadurch Aehnlichkeit mit dem Gegenstande bekommt, von dem der Name entlehnt ist. Schampany, die östlichste, zeigt die bunteste Vegetation; dichtbelaubte Mangos, Boababs mit den starren, wenig belaubten Aesten, Palmen, und zu ihren Füßen ein Wald von hohem Gebüsch stehen in mannichfaltiger Abwechslung nebeneinander. So

liegt der Hafen Zanzibars von einem grünen Kranze umgeben da, indem sich an Schampany die Ufer der Hauptinsel selbst anschließen und bis in weite Ferne nach Norden sichtbar sind. Auch sie bieten einen überraschend schönen Anblick dar. Da wo der Strand sich wieder nach Norden umbiegt, gewahrt man halb versteckt zwischen grünen Bäumen Mtoni, den Landsitz des verstorbenen Sultans von Mascat, darüber auf dem Kamme der ersten Hügelreihen ein großes weißes Haus, Szábba, weithin sichtbar über die Wipfel der Nelkenbäume, die es von allen Seiten umgeben und nur die obere Etage hervorragen lassen, von der man einen prächtigen Blick auf die Stadt, den Hafen und das Meer genießt. Dann weiter zur Linken am Strande den großen, von Szeyd Szaid begonnenen, leider unvollendet gebliebenen Palast, ein ausgedehntes Gebäude, seine lange Front nach Westen gerichtet, das Landhaus des französischen Consuls, noch mehrere niedliche kleine Häuschen, und zuletzt das schönste von Allem, die Villa des alten Szeyd Szoleman, erst in den letzten Jahren erbaut, nicht allein durch ihre äußere Ausstattung, sondern auch durch ihre Lage reizend. Meer, Felsen, Gebüsch, ein anmuthiges Thal zur Seite, das helle Grün der in der nächsten Umgebung stehenden Bäume und der dunkle Palmenwald im Hintergrunde, Alles vereint sich hier, um das Bild zu einem wahrhaft zauberischen zu machen.

Wenn die Sonne dem Untergange nahe ist, die vorher frische Brise mehr und mehr nachgelassen hat, der Abendwind kaum hinreichend ist, ein Segel zu schwellen, verstummt im Hafen nach und nach der Gesang der Arbeiter, nur hier und dort fährt ein einzelnes Boot über die ruhige, in purpurnen Tinten erglänzende Meeresfläche, und der leise Wellenschlag vom Ufer her fängt nach dem Geräusch des Tages an vernehmlich zu werden. Drüben an der Küste erscheinen die am Tage so blendend weißen Häuser und die einsamen, nur vom Grün der üppigen Vegetation umgebenen Leichensteine auf Schampany mit einem rosenfarbenen Schimmer übergossen. Meer, Wald und Stadt badet in der feenhaften Beleuchtung des prächtigen Abends. Noch ein rother Strahl, ein feuriger Blitz, und die Sonne verschwindet hinter den Bergen des Festlandes; aller Glanz, alle Farbenpracht vergeht mit ihr; noch eine kleine Weile und die nebelhaften Schleier der Dämmerung umhüllen See und Land, um sie bald in dunkler Nacht den Blicken gänzlich zu entziehen. —

Verlassen wir das Gebiet der europäischen Cultur im westlichen Theile der Stadt, der, von den Deutschen, Amerikanern und dem englischen Consul bewohnt, eine wenn auch nicht breite, so doch wenigstens gepflasterte und reinliche Strafse aufweisen kann, die zwischen den Steinhäusern längs des Strandes hinführt, so treten wir auf einmal

in das Gewühl des morgenländischen Treibens mit all seiner Abwechslung und Buntfarbigkeit, aber auch mit all seiner Erbärmlichkeit und seinem Schmutze. Die enge, kaum 5 Fuß breite Strafe, welche uns dorthin führt, ist eine von denen, die bei einem Regenschauer zum Gießbach werden; von den durch die Sonnenstrahlen glühend gemachten Dächern rinnt erhitztes Wasser herunter, und unten strömen die in einem ganzen Stadttheile angesammelten Fluthen. Zum Glück ist das Gätschen nur sehr kurz. Wir gelangen hinaus auf einen erhöhten freien Platz, hinter dem sich die Mauern des alten Forts erheben. Der Platz selbst ist überall mit Haufen von Kalk und Kalksteinen angefüllt. Hier liegt schöner weißer Kalk zum Verkaufe fertig, zierlich in der Form einer großen Halbkugel aufgeschichtet, fest zusammengeklopft und auf der Oberfläche geebnet; dort wird ein anderer Haufen eben abgelöscht, die Neger schleppen das Wasser dazu in irdenen Gefäßen vom Strande herbei und der Aufseher gießt es auf die glühenden, aufzischenden, dampfenden Steine. Daneben wird Kalk gebrannt: zwischen den aufgehäuften Kalksteinen leuchtet die inwendig wüthende rothe Gluth hervor und verbreitet rings umher unerträgliche Hitze und dicken Qualm. An andern Stellen wird erst das Holz, der Kern des Kalkberges, zweckmäfsig in Cylinderform aufgeschichtet, so daß freier Luftzug das Feuer anfachen kann; daneben liegen die feuchten schweren Korallenblöcke, welche in nützlich Baumaterial umgewandelt werden sollen. Des Abends beleuchten die brennenden Haufen die alten Mauern des Forts und die umliegenden Häuser mit unheimlichem Glanze, von dem selbst die Luft widerstrahlt. Um die einzelnen Feuer bilden sich Versammlungen, die den Wächtern der Scheiterhaufen die Zeit verkürzen. Die Leute sitzen entweder still im Kreise herum, freuen sich der wohlthätigen Wärme der hoch in die Luft leckenden Flammen und rösten ihren Mhogo (Manioc) auf den glühenden Steinen, oder singen die monotonen Melodien ihres Landes; mitunter finden sogar improvisirte Tänze statt, da Steine und Holz genug vorhanden sind, um durch ihr Zusammenschlagen die nöthige Musik zu machen, die zuweilen sogar durch eine Goma (Trommel) vervollständigt werden kann.

Einige Schritte bringen uns an dem Platze vorbei nach der nördlichen Seite des Forts. Hier stand noch vor zwei Jahren eine alte Batterie; eine einfache, wohl 2 Fuß dicke Mauer, ohne vorliegende Böschung senkrecht vom Strande aufsteigend, deckte sie nach der See zu, und war natürlich im Falle der Noth von gar keinem Nutzen; außerdem war sie zum größesten Theile zerfallen, von großen Rissen durchzogen und die viereckigen Schiefsscharten meist eingestürzt. Die Armirung selbst, aus 15 bis 20 eisernen Kanonen bestehend, war noch erbärmlicher; die Geschütze, wegen der morschen Lafetten, auf denen

sie ruhten, unbrauchbar, waren verrostet, und lagen theilweise, von ihren Gestellen heruntergeworfen, halb im Sande vergraben. Auch hier trat die Jahre lange Vernachlässigung recht sichtbar zu Tage. Seit den letzten zwei Jahren ist indefs zum Neubau der Batterie Hand an's Werk gelegt worden. Der Wall nach der See zu ist von Grund aus dicker und dauerhafter, als er früher war, aufgemauert worden; er bildet die hintere Seite einer oben zugedeckten, nach dem Fort zu offenen, auf dicken Pfeilern ruhenden Colonnade. Hübscher und zierlicher wird diese Batterie jedenfalls aussehen, wenn sie erst fertig ist und zwischen je zwei Pfeiler ein Geschütz zu stehen kommt; aber darüber kann noch manches Jahr in's Land gehen, und ob sie von größerem Nutzen sein wird, wie die alte, steht sehr zu bezweifeln. Salute für ankommende Schiffe werden wohl abgefeuert werden können, ohne sie zum Einsturz zu bringen; aber im Uebrigen wird sie der Stadt mehr zur Zierde, als zum Schutze gereichen. Der Batterie gegenüber am Fusse des Forts sind Schuppen errichtet; in einem derselben liegen die Kanonen, einige auf untergelegten Hölzern, andere zur Hälfte im sandigen Boden vergraben; in dem andern hat man die für sie bestimmten Lafetten aufgestapelt, welche aus schönem festen Rothholze recht dauerhaft gearbeitet sind. Noch jetzt werden von Zeit zu Zeit schwarze Zimmerleute mit der Anfertigung der noch fehlenden beschäftigt.

Jenseits des großen Portals an der nördlichen Seite des Forts bemerkt man noch eine Anzahl Geschützröhren des verschiedensten Kalibers, die zum Theil von den desarmirten Kriegsschiffen hierhergebracht worden sind. Vor allen ziehen einige schwere Metallstücke durch ihre Dimensionen den Blick des Beschauers auf sich; denn sie sind 12 bis 15 Fufs lang, und stammen von den Portugiesen her, wie die auf ihnen noch erkennbaren Inschriften und Wappen beweisen. Bei der Einnahme von Mascat durch die Araber sollen sie dort von den Portugiesen im Stich gelassen und im Verlaufe der Zeit hierher transportirt worden sein. Aber seit sie nach Zanzibar gebracht wurden, liegen sie unbenutzt da, die Zeit hat sie mit einer dicken Kruste Grünspahn überzogen, und jetzt bilden sie einen willkommenen Spielplatz für eine Menge muthwilliger Ziegen, die man gewöhnlich auf ihnen herumklettern und hin und her springen sieht.

Das Fort (in Kiszuaheli: *geresa*), schon vor Jahrhunderten von den hier herrschenden Arabern erbaut, hat die Form eines unregelmäßigen Vierecks. Vier runde Thürme erheben sich an den Ecken und ein fünfter in der Mitte der südlichen Seite über die crenelirten, wohl 30 Fufs hohen Mauern. Kleine, in bedeutender Höhe angebrachte Schießscharten lassen die dort aufgestellten leichten Geschütze den Hafen beherrschen. Allein jetzt würde das Mauerwerk keinen Schufs

mehr aushalten; altersschwach hat es sich an vielen Stellen gesenkt, ist von Rissen durchzogen und in manchen der weitklaffenden Spalten hat sich schöne grüne Vegetation eingefunden, auch auf den Brustwehren der Mauern und Thürme wächst hohes Gras. Der verwitterte Kalk hat an vielen Stellen die Steine, die er zusammenhielt, herausfallen lassen, und erst in der neueren Zeit ist daran gedacht worden, die defecten Stellen, wenn auch nicht zweckmäfsig auszubessern, so doch wenigstens dem oberflächlichen Blicke zu verbergen. Die alten ehrwürdigen Mauern bilden einen schroffen Gegensatz zu dem sie von allen Seiten umgebenden, an ihnen wiederhallenden regen Leben. Auf seiner nördlichen Flanke hat das Fort einen wohl 10 Fufs tiefen Einsprung; in der Ecke des westlichen hierdurch gebildeten Winkels befindet sich das große Portal mit einem steinernen, nach der Seeseite hin offenen Vorbau. Dies ist während des Tages der Aufenthalt der Beludschan, welche die Besatzung und Wache bilden. Hier liegen diese Bursche, deren wohl zwanzig sein mögen, den grössten Theil des Tages über in seligem Nichtsthun auf der gemauerten Berasa hingestreckt; erst nach 5 Uhr, wenn die grösste Hitze vorüber ist, kommt Leben in sie. Dann finden sich ihre Freunde und Bekannte ein; es werden in dem knöcheltiefen Sande vor der Thür die üblichen Nationaltänze aufgeführt, man singt, lacht, scherzt, und ist bis gegen 9 Uhr fröhlich und guter Dinge. Um diese Zeit begeben sich die meisten zur Ruhe; nur die zwei, denen die Wache anvertraut ist, bleiben munter, und singen, um sich wach zu halten, abwechselnd die eintönigen traurigen Melodien ihres fernen Vaterlandes. Nacht für Nacht erschallt hier derselbe monotone Wachgesang aus den rauhen Kehlen der Soldaten, nur von dem dumpfen Rauschen der unten am Sandstrande sich brechenden See begleitet.

Die Räume, welche früher kriegerischen Schaaren unternehmender Männer zum Aufenthalt dienten, sind jetzt ein Gefängniß für schmutzige Diebe und andere Uebelthäter: denn das ist die gegenwärtige Bestimmung des Forts. Das Innere desselben ist mit einer Menge Hütten von verschiedener Gröfse bedeckt, welche die Wohnungen der dort Eingesperreten enthalten. In der Regenzeit ist es beinahe ein einziger großer Sumpf, der, wenn die Sonne wieder kräftig zu scheinen beginnt, die giftigsten Ausdünstungen erzeugt, wo dann Fieber und Dysenterie ihre Opferfeste feiern. Im Nordost-Monsoon ist es eine Art Backofen, in den die glühende feurige Sonne den ganzen Tag hineinbrennt, ohne dafs, der hohen Mauern wegen, der kühlende Wind eindringen und die durch die Ausdünstungen des Bodens und der vielen hier lebenden Menschen verpestete Luft ableiten könnte.

Gegenüber dem östlichen Theile des Forts, nur durch einen schmalen

Weg von ihm und der vorher besprochenen Batterie geschieden, steht das Customhaus (Zollhaus; in Kiszuabeli: *foródha*). Es wendet seine lange Front der See zu und ist ein niedriges, altersgraues Gebäude von Stein mit nur einem Parterregeschofs und einem hohen Makuti. Die über den Boden etwas erhöhte Berasa an der Seeseite wird durch das tief herunterreichende Dach zugleich vor Regen und Sonnenschein geschützt und ist nach dem Platze vor dem Hause hin von einem hölzernen Geländer umgeben. Eine 8 bis 10 Fufs breite Arcade nimmt den vorderen Raum des Gebäudes ein und ist mit Artikeln der verschiedensten Art angefüllt; sonst enthält es nur Stores (*rhala*), die zur Aufnahme der eingegangenen Zollwaaren dienen. Rechts und links von dem Hauptgebäude, aber etwas weiter nach dem Strande und dasselbe dem Blicke von der See aus theilweise verdeckend, sind lange, an den Seiten offene Schuppen (*banda*) erbaut, unter welche die gelandeten oder zu verschiffenden Waaren niedergelegt werden, ehe man sie weiter nach der Stadt oder an Bord der Schiffe transportirt; doch sind sie in der Geschäfts-Saison bei Weitem nicht groß genug, um alle ankommenden und abgehenden Waaren beherbergen zu können, die dann oft Tage lang im Freien liegen müssen und bei eintretendem Regenwetter sehr häufig beschädigt werden. Selbst die Dächer dieser Speicher sind in so schlechtem Stande, daß sie bei anhaltendem Regen äußerst wenig Schutz gewähren. Eine Colonnade mit einem Steindache würde hier viel besser an der Stelle sein und vielen Schaden verhüten; dem Pächter des Customhauses und der Zölle, einem sehr reichen Banianen, könnte es auch keineswegs schwer fallen, den Bau aus eigenen Mitteln zu bestreiten; aber hier zeigt sich wieder die Indolenz des Morgenländers, der allen Neuerungen abgeneigt ist. Auch der Aberglaube trägt dazu bei, bei dem Hergebrachten zu beharren, wie mangelhaft es auch sei. Vater und Großvater des alten Banianen sind in dem Hause reich geworden, und natürlich haftet in seinen Augen das Glück an den alten Räumlichkeiten und könnte bei einer Veränderung derselben vielleicht entweichen. So vereinigt sich hier Alles, um zweckmäßigen Verbesserungen den Eingang zu verschließen.

In der Zeit des Nordost-Monsoons entfaltet sich im Customhause das lebendigste Bild morgeländischen Handels und Wandels. Der Strand ist mit unzähligen Böten bedeckt, welche die Erzeugnisse des Festlandes von Afrika, der umliegenden Inseln, Europa's, Nord-Amerika's, Ostindiens und Arabiens auf diesen Hauptstapelplatz des ostafrikanischen Marktes bringen; dort schwärmt es von thätigen Menschen, dunklen Negern und gelben Arabern. Mit dem Ausladen und Verschiffen der verschiedensten Artikel beschäftigt, können sie sich auf dem schmalen Wege, der vom Strande aus nach dem Hause führt,

kaum ausweichen. Der taktmäßige Gesang, mit dem sie ihre Arbeit, das Schleppen der schweren Lasten, begleiten, durchhallt die Luft. Kaum ist ein Boot leer, so kommt schon wieder ein anderes an seine Stelle, und eine weitere Anzahl liegt in geringer Entfernung vom Lande und wartet, bis auch für sie Platz und Menschenhände da sein werden. Dort stößt ein vollgeladenes Boot vom Strande ab, seine Ladung verrieth, daß sie an Bord eines der hier vor Anker liegenden Dau's gebracht werden soll, der nach der gegenüberliegenden Küste bestimmt ist; denn sie besteht aus den zierlichen, mit eisernen Reifen umgebenen Ballen von Baumwollenzeugen, den Erzeugnissen des amerikanischen Gewerbfleißes; sie sollen in das Innere Afrika's gebracht und dort für Elfenbein und andere Landesproducte umgetauscht werden. Die Bootsmannschaft ist mit Eifer dabei, Strohmatten über die Ladung auszubreiten, weil unterdessen eine große Wolke den Himmel verdüstert hat und mit einem unerwünschten Regenschauer droht. Wie beilebt sich jetzt Alles, die noch am Strande liegenden Vorräthe vor dem rasch heranziehenden Regen so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen! Der Eifer und das wüste Durcheinanderschreien verdoppelt sich überall. Schon hat ein weißlicher Nebel die westliche Küste Zanzibars und die Insel Schampany eingehüllt; schnell rückt er vorwärts, die Aussicht immer mehr und mehr verschleiern. Schon ist er bei den äußersten Schiffen im Nordosten angelangt, deren Masten nur noch matt durch die herniederströmenden Wasserstrahlen hindurchscheinen. Eines nach dem andern entzieht sich den Blicken; einzelne Tropfen fallen nieder, immer dichter und schneller folgen sie auf einander und bald gießt es in Strömen vom Himmel herunter. Die am Strande beschäftigten Menschen müssen das Unwetter geduldig über sich ergehen lassen. Zitternd stehen die Neger mit krummen einwärts gebogenen Knien da, die Arme über die Brust gekreuzt, die Hände auf die Schultern gelegt, und lassen sich den Staub und den Schweiß von den Gliedern waschen. Der Lappen, den sie um den Leib haben, ist ohnehin schon durch das Herumlaufen im Wasser beim Verladen hinlänglich durchnäßt, und die Haut trocknet wieder bei den ersten Sonnenstrahlen. Die arabischen Kulies und wer außer ihnen noch ein anderes Tuch oder einen Turban besitzt, faltet ihn auseinander, kauert sich in den Sand nieder und deckt Kopf und Leib damit zu. Ein Stück alte Matte, ein leerer alter Strohsack dienen gleichfalls Vielen als willkommener Regenschirm, wenn auch nur, um Kopf und Gesicht trocken zu halten. So schnell indess das Unwetter, vom Sturmwinde gejagt, heraufgekommen ist, so schnell zieht es auch wieder vorüber. Der Regen hört auf, der Himmel wird wieder blau, die Luft klar, und die beinahe senkrechten, jetzt besonders glühenden Strahlen der Sonne trocknen bald

Alles wieder aus; dann fängt auch Geschrei und Arbeit von Neuem wieder an.

Ein noch lebendigeres Treiben als unten am Strande herrscht oben im Customhause selbst und auf dem freien davorliegenden Platze. Die verschiedensten Gegenstände liegen hier theils unter den Schuppen, theils im Freien in malerischer Unordnung durch einander. Schwere Reissäcke aus Madagascar, kleine spitze Mattsäcke voll Korn, Sesam und Copal, den Erzeugnissen der gegenüberliegenden Küste, große Stapel Ochsenhäute aus Ben Adir, schwere irdene taumflochtene Gefäße, mit Ghee (einer Art Butter; im Kiszuaheli: *samli*) von Pemba und Bombay angefüllt, Fässer voll Cocosnufsöl aus Kotschin, andere voll venetianischer Glasperlen, hohe Stapel Messingdrathes, Ballen mit amerikanischen Baumwollenzeugen, Kisten voll der verschiedensten europäischen Artikel, große und kleine Elefantenzähne, in langen Reihen neben einander; Alles steht und liegt in buntem Gemisch umher, und dazwischen lebt es und regt es sich wie ein Bienenschwarm von arbeitenden, handeltreibenden Menschen und von Müssiggängern, die nur hierher kommen, um das hier herrschende Leben anzusehen und die Tagesneuigkeiten zu besprechen. Eine bunte Menge wogt auf und nieder, durch und neben einander; kaum ist durchzukommen durch das dichte Gedränge; gewaltsam muß man sich mit den Ellbogen Bahn brechen und alle Augenblicke gewärtig sein, von den Kulies, welche schwere Lasten fortschleppen, angerannt und bei Seite gestofsen zu werden, wenn man bei dem allgemeinen Lärmen das warnende „*szimile! szimile!*“ (nimm dich in Acht, Platz da!) überhört haben sollte.

Hier findet man alle Völkerschaften der afrikanischen Küste und der anliegenden Inseln vertreten. Dort steht ein schlanker ganz dunkler Neger, mit langem wolligen Haar, einem regelmässigen länglichen Gesicht, grader scharfer Nase, schmalen Lippen; seine einzige Bekleidung sind zwei Stückchen Felle, die vorn und hinten an einer um den Hals befestigten Schnur herunterhängen. Er ist vielleicht mit einer Elfenbein-Karawane vom Norden Inner-Afrika's heruntergekommen, hat eine willkommene Gelegenheit benutzt, die große Stadt Zanzibar zu besuchen, und steht jetzt hier, mit offenem Munde Alles, was um ihn her vorgeht, bewundernd. Neger aus den verschiedensten Stämmen des Innern, einige mit ganz angenehmen, andere mit mehr oder minder abstofsenden Physiognomien und robustem Körperbau, schleppen auf dem Kopfe viele der hier aufgehäuften Waarenvorräthe fort, und verbreiten schweißstriefend eine für empfindsame Nasen sehr unangenehme Atmosphäre. Man sieht sie in den verschiedensten Trachten, mit einem einzigen Lendentuche, einer Weste, einem wollenen oder baumwollenen Hemde bekleidet, mit oder ohne Kopfbedeckung. Dort kommt ein

anderer Schwarzer gegangen, der es sehr übel nehmen würde, so genannt zu werden. Er ist ein Szuabeli von einer der nördlichen Inseln Lamo oder Pemba und hat in eigener Person die Bodenerzeugnisse seiner Heimath zu Markte gebracht. Sein Gang ist äußerst gravitatisch, sein weiß und blau gestreifter Turban und sein langer Tuchtalar, sowie der Rosenkranz am Gürtel verrathen den Muselmann. Mit der einen Hand hat er einen dicken Stock, der beinahe so lang wie er selbst ist, in der Mitte gefaßt, und stößt ihn bei jedem zweiten Schritte auf den Erdboden; in der andern hält er ein krummes Schwert, und ein krummer Dolch, an einem Gürtel um den Leib befestigt, vollendet seine Armirung. Araber und Szuahelis in derselben Tracht, wie die eben geschilderte, aber in verschiedenfarbigen bunten Tuchröcken, stehen hier und da herum; einige von ihnen scheinen mit Banianen und Hindi's in Unterhandlung über den Preis der vor ihnen liegenden Waaren zu stehen. Der Verkäufer hat ein rinnenförmig ausgehöhltes spitzes Eisen in der Hand, sticht mit demselben in einen der aufgestapelten Säcke, und schüttet die herausgeholte Probe — es ist Reis — dem Kauflustigen auf die flache Hand. Ganz in der Nähe ist ein Baniane, dessen hoher rother Turban weit über die Köpfe der ihn umgebenden Personen hervorragt, beschäftigt, auf einer großen einarmigen Wagschaale Sesam zu wiegen; immer fünf Säcke werden zusammen aufgelegt und das Gewicht jedesmal auf einen Zettel von ungewöhnlicher Länge notirt. Der hier fungirende Baniane gehört zum Zollwesen und ist einer von denen, die alle ankommenden Waaren wiegen müssen, weil nach dem Gewichte der zu zahlende Zoll bestimmt wird. Sobald die Säcke von der Schaaale herunterkommen, werden sie von den dazu bestimmten Kulies in eine Schlinge gelegt, die nachher um die schwere Tragstange geschlungen wird, und fort geht es mit eiligen langen Schritten und lautem taktmäßigen Gesange. Inmitten einer langen Reihe Elephantenzähne, unter denen sich einzelne Stücke von 100 bis 150 Pfd. befinden, kauert ein anderer schnurrbärtiger Baniane, dessen Arbeit es ist, die einzelnen Zähne mit der laufenden Nummer zu versehen und den Stempel darauf zu schlagen. Besonders hier ist immer ein lebhaftes Gedränge von Menschen, welche das eben angekommene Elfenbein in Bezug auf seine Güte mit Kennermienen untersuchen.

Ueber diesem Getümmel hin- und herwogender Menschen mit den mannichfaltigsten bunten Trachten, den verschiedensten Gesichtern und Sprachen, das jeder Controlle zu spotten scheint, wacht nichtsdestoweniger ein aufmerksames Auge, — das Auge des alten Ludda, des Banianen, der den Zoll gepachtet hat. Mit mehreren seiner Commis sitzt er in der umzäunten Berasa vor dem Customhause, auf deren Boden Strohmatten ausgebreitet sind. Neben ihm steht ein kleiner, mit Messing

beschlagener Kasten, der zur Aufnahme der Papiere und des einkommenden Geldes bestimmt ist, das er selbst oder in seiner Abwesenheit sein kleiner Sohn entgegennimmt. Von den Commis hat ein jeder einen langen Streifen Papier auf den Knien und ist eifrig beschäftigt, mit seiner stumpfen Rohrfeder jeden vorkommenden Artikel und den dafür eingehenden Zoll zu notiren. Mit scharfem Auge passen sie auf Jeden, der, den engen Landungsweg heraufkommend, etwas in der Hand trägt, und ihnen entgeht nicht leicht einer der Vorbeigehenden. Von Allem, was zu Schiffe hierhergebracht wird, wird Zoll gefordert. Eigentlich ist es Sitte, den Zoll *in natura* von den Waaren zu entnehmen, jetzt geschieht dies aber nur noch bei einigen wenigen Handelsartikeln und unbedeutenden Gegenständen. Meistens verständigt sich der Pächter mit dem Kaufmann und nimmt einen bestimmten Procentsatz in Geld von dem Werthe der importirten Waaren. Da der ankommenden kleineren Sachen sehr viele sind, so wird es vor der Berrasa nur selten ganz leer von Menschen, die hier ihren Tribut entrichten. Mit schwerem Herzen trennen sich die Leute von ihrem Gelde oder ihren Sachen, die sie hier für Nichts weggeben sollen. Ein schmutziger Szuri, mit einem unsaubern gelben Hemde und buntem Kopftuch angethan, eine wandelnde Waffenkammer, soll einen Dollar Zoll entrichten; mit Seufzen zieht er ein Fünffranken-Stück hervor und will damit seine Schuld bezahlen. Als dieses nicht angenommen wird, weil es 10 Procent weniger gilt als der allgemein gebräuchliche Maria-Theresia-Thaler, schwört er bei seinem Barte und bei Allah und dem Propheten, daß er ein blutarmer Mann sei und kein anderes Geld bei sich habe; aber er muß endlich einsehen, daß Klagen und Schwören ihm nichts hilft; mit traurigem Gesicht wickelt er aus der Ecke des schmutzigen Tuches, das er um den Leib trägt, einen guten Dollar, und auch dieser wird erst angenommen, nachdem der Baniane ihn von allen Seiten sorgsam geprüft hat. Scenen solcher Art bekommt man hier häufig zu sehen. Ein Jeder sucht den Andern in Geldsachen zu übervortheilen, aber auch Keiner nimmt es übel, wenn er auf offenes Mißtrauen stößt; man sagt hier: „*biaschara hi*“, das Geschäft bringt's so mit sich.

So belebt das Customhaus zur Zeit des Nordost-Monsoons, in den Monaten December, Januar, Februar und März ist, so einsam und verlassen ist es während anderer Jahreszeiten, z. B. im Anfange des Südwest-Monsoons, im April und Mai, während oder kurz nach der Regenzeit. Dann stockt aller Handel und Wandel und nur selten sieht man einige ankommende Waaren. Menschen jedoch treiben sich Jahr aus Jahr ein auf dieser morgenländischen Börse herum, und immer sieht

es hier schmutzig und unordentlich aus, selbst in dem Hause, das alle Jahre nur einmal von Grund aus gereinigt und ausgeweift wird und zwar in den Tagen vor dem Banian-Neujahre. Doch wurden in der letzten Zeit einige Verbesserungen des Weges nach dem Strande vorgenommen und der freie Platz, um den grenzenlosen Schmutz bei Regenwetter etwas zu verringern, an den tiefsten Stellen mit Schutt (*kifusi*) aufgefüllt. Wenn die Anwesenheit einer so grossen, auf verhältnissmässig kleinem Raume unablässig hin und her wogenden Menschenmenge schon an sich geeignet ist, die hier herrschende drückende Hitze noch unangenehmer zu machen, so tragen die im Customhause selbst und ihm gegenüber unter einem grossen Schuppen aufgestapelten Haufen getrockneter Fische (*pappa*), die von den Szuri's hiergebracht werden und eine Hauptnahrung der Bevölkerung Zanzibars bilden, durch ihre abscheulichen Ausdünstungen noch mehr dazu bei, die Atmosphäre für einen Europäer unerträglich zu machen; den Zanzibarianern indess ist sie angenehm, wie der Opferduft verbrannten Fettes den alten Göttern Griechenlands und Roms.

Der Weg, der vom Customhause an der östlichen Seite des Forts entlang nach der Stadt führt, ist einer der schlechtesten in ganz Zanzibar; in der langen Reihe von Jahren hat der Regen in seiner Mitte eine tiefe Rinne ausgehöhlt, das Erdreich hinweggespült und nur eine Menge spitzer Steine zurückgelassen, die den eingeborenen dickhäutigen Barfüßlern weniger unangenehm zu sein scheinen, als uns bestiefelten Europäern. Zu beiden Seiten dieser Strafse, sowie an der Rückseite des Customhauses haben Verkäuferinnen von Lebensmitteln ihren Sitz aufgeschlagen. Eine kleine Strohmatte oder ein Stückchen Zeug ist über den schmutzigen Boden gebreitet, und darauf sind die verschiedensten Sachen zum Verkauf ausgelegt. Nicht blofs rohe Naturproducte, wie Mango's, Bananen, Durionfrüchte (*jachfruits*), Manioc, Cocosnüsse etc. kann man hier in Menge ankaufen, auch zubereitete Speisen sind zur Schau gestellt, um den Appetit der Vorübergehenden zu reizen. Manche Frauenzimmer haben vollständige Garküchen etablirt; gekochter und gebratener frischer Fisch mit einer scharfen Sauce dazu, schon zubereiteter übelriechender Pappa, kleine Pastetchen mit scharf gewürzter Fleischfüllung, gekochter Reis (*wali*), das in der Form dem Schiffszwieback ähnliche, aber weiche ungesäuerte Brot (*makati*), eine Art saures eingemachtes Gemüse, wie Pickles, *atschari* genannt, — Alles ist hier zu haben und steht in grossen und kleinen Schüsseln zu dem Preise von 1 — 2 Peis (4 — 8 Pfennige) bereit. Die Verkäuferinnen, alle Altersstufen, von dem jungen wirklich niedlichen Mädchen an bis zu dem alten abschreckend häßlichen Weibe umfassend, sitzen

oder kauern auf einer kleinen Matte neben ihren Vorräthen und warten, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, den ganzen Tag über mit unermüdlicher Geduld auf Käufer.

Verläßt man diesen Ort lucullischer Mahle, so gelangt man auf der südlichen Seite des Forts, wenn es noch nicht zu spät am Tage ist, aufs Neue in ein kaum zu durchdringendes Menschengewühl. Hier münden einige der aus dem Innern der Stadt führenden Strafsen (es sind hauptsächlich die von den Banianen und Hindi's bewohnten) auf einen ziemlich geräumigen Platz aus, der von einem Theile der Landbewohner der Umgegend als Markt zum Verkauf ihrer Bodenerzeugnisse benutzt wird. An der südwestlichen Ecke des Forts haben viele Händler von der gegenüberliegenden Küste ihren Stand genommen. Grofse Bündel und Päckel Strohgeflecht (*maschpatta*) liegen bandförmig aufgerollt vor ihnen, und werden meistens von Kulies und anderen Leuten erhandelt, die aus diesem Geflechte Matten und Säcke zusammennähen. Hier herrscht ein tumultuarisches Treiben, lärmendes Dingen und Feilschen, von den lebhaftesten Gesticulationen begleitet; denn das Maschpatta ist manchmal sehr rar und an Matten und Säcken, die hier in Unmassen verbraucht werden, herrscht grofse Noth. Nach langen Verhandlungen mufs sich der Käufer doch meistens entschliessen, zu seinem letzten Gebote noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen; er zählt dem Verkäufer das Geld mit einem: „*wolläi! wewe mgumu szana, szana!*“ (wahrhaftig, du bist sehr hart) in die Hand und zieht mit dem nun ihm gehörigen Bündel Strohgeflecht ab, wenn nämlich jede Silbermünze vom Händler nach genauer Betrachtung als annehmbar befunden ist und nicht etwa ein *serenque* ($\frac{1}{3}$ Dollar) wegen seines verwischten Gepräges vorerst umgetauscht werden mufs.

Mitten durch das Menschengewühl drängen sich die lautsingenden Lastträger; Ochsen kommen wiederkäuend langsam aus den Strafsen einhergeschritten, in denen ihre Verehrer die Banianen wohnen, und lassen sich von dem um sie herrschenden Getümmel nicht im mindesten in ihrem ruhigen Gange stören. Den harmlosen Thieren geht man kaum aus dem Wege; man weifs, dafs sie warten, bis der Pfad vor ihnen wieder frei ist. Der ebengeschilderten Stelle gegenüber an der Ecke der Banianen-Strafsen stehen ebenfalls Gruppen von Verkäufern. Viele haben sogar ein kleines viereckiges Tischchen in einen fliegenden Laden umgewandelt, auf dem die feilgebotenen Gegenstände, Messer, Steinzeug, Kämmel, Halsketten und Armbänder von Glasperlen, baumwollene Tücher in den buntesten grellsten Farben, nach denen manches der vorübergehenden Mädchen sehnsüchtige Blicke wirft, aufgespeichert liegen; andere tragen ihren Waarenvorrath mit sich herum; bei ihnen findet man krumme und grade Schwerdter, Dolche mit und

ohne Verzierungen, Damenschmucksachen, dicke silberne Arm- und Fußringe, Halsketten von edlem Metall; aber ihre Hauptartikel sind Turban und Lendentücher für Männer und andere Tücher für Frauen in den verschiedensten Farben und Mustern, viele mit schönen seidenen Borten. Die Händler haben davon eine Anzahl entfaltet über der Schulter hängen, und der kleine Junge, der neben ihnen steht und ihnen auf Schritt und Tritt folgt, ist ebenfalls so damit bepackt, daß man unter der Menge der Tücher auf und zu beiden Seiten seines Kopfes kaum sein kleines Gesicht hervorgucken sieht. Diese Kaufleute achten des Gewühles nicht, dringen in die dicksten Haufen hinein, und halten den Leuten ihre Waaren unter die Nase; dabei rufen sie mit lauter Stimme ihre Preise aus, und ihr kleiner Geschäftsfreund hinter ihnen singt ihre Worte nach, nur um eine bis zwei Octaven höher. — Ist die Marktzeit hier vorüber, so ziehen diese Personen in der Stadt herum, und suchen hier und da den Leuten etwas anzuschwatzen; denn an Zungenfertigkeit werden sie hier vielleicht nur noch von dem zarten Geschlecht übertroffen. — In den Thüren der den Platz auf einer Seite abschließenden Läden stehen oder kauern die gelben Gestalten der Banianen, größtentheils im Negligée, — d. h. nur mit einem dünnen Tucho um den Leib und loose herabhängenden Haaren, — und sehen mit Vergnügen auf die wogende Menschenmenge zu ihren Füßen. — Gegen 10 Uhr Morgens fängt es an stiller zu werden; dann hat ein Jeder seine Bedürfnisse für den Tag eingekauft; die Landleute sind mit leeren Körben nach ihren Hütten zurückgekehrt, nur noch die Kurzwaaren-Händler und hin und wieder einer der Stadtreisenden sind zu erblicken, und erst in der späten Nachmittagsstunde, wenn hier ein zweiter kleinerer Markt abgehalten wird, belebt sich der Platz von Neuem.

Vom Fort nach dem alten Palaste des verstorbenen Szeyd Szaïd sind nur wenige Schritte, ein sandiger Weg führt dahin, an einem Schuppen vorbei, der eine Art Kaffeehaus vorstellen soll; große Haufen pestilenzialisch riechender Fische (*pappa*) liegen in der größten Nähe und sind keineswegs dazu geeignet den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. An dem hohen Flaggstocke auf dem großen freien Platze zwischen dem Customhause und dem Palaste weht an Sonn- und Feiertagen die rothe Landesflagge; hier ist es auch, wo die auf Prügel lautenden Strafurtheile an Verbrechern vollzogen werden. Der etwas über den Weg erhöhte Platz ist schön gepflastert und gewöhnlich der Aufenthalt einer großen Menge Menschen; vor allem sind hier die Beluschen und Szuris zahlreich vertreten. Am belebtesten ist es hier Vormittags von 10—12 Uhr, wenn der Sultan seine *berasa* (Audienz) hält, und alle angesehenen Araber und Szuabelis ihm ihre Aufwartung ma-

chen; so wie des Abends gegen 7½ Uhr, nachdem das letzte Abendgebet in der gegenüberliegenden großen Moschee beendet ist; wer von Szuris und Negern nur eine Flinte hat und dem Sultan eine Ehre anthun will, kommt dann hierher und feuert sein Gewehr ab. Es werden hier von den Männern Schwerdttänze aufgeführt, lautes Geschrei und Gesang durchhallt die Luft. — Auch die portugiesischen Soldaten des Sultans hört man hier zu verschiedenen Zeiten des Tages den Zapfenstreich ausführen, und zwar, wie ich glaube, so oft als von dem *Massini* (Ausrufer an der Moschee) des nahen Gotteshauses zum Gebet gerufen wird, d. h. von Morgens 4½ Uhr bis 8 Uhr Abends 6 mal und um 9½ Uhr nochmals als Zugabe und Schlummermusik für die Umwohnenden. Es war schon ein Stolz und eine Schwachheit des verstorbenen Sultans, einige Soldaten in europäischer Montirung zu besitzen, und er warb ein Dutzend Leute an, die entweder früher selbst Sipoy's oder auch nur in derartige Uniformen gesteckt waren, in seinem Palaste Mtoni Wachdienste verrichteten und besonders bei feierlichen Gelegenheiten dazu bestimmt waren zu paradiren. Natürlich sind es meistens ganz zerlumpte Bursche, die vom Soldaten nichts als die Uniform an sich haben, von denen der eine das Gewehr auf der linken, der andere auf der rechten Schulter trägt, der eine enge, der andere weite Beinkleider hat, die manchmal kaum bis zu den Knöcheln reichen, Leute, bei denen man vom nackten Fusse und Schlafpantoffel bis zum Stiefel hinauf alle Gattungen Fußzeug vertreten findet, bisweilen an einem Individuum zwei verschiedene Arten zu gleicher Zeit. Dem jetzigen Sultan war dieser Prunk noch nicht genug; er verlangte auch nach einem Musikchor, und verschaffte sich ein solches in der Gestalt von 4 Trommlern und 2 Pfeifern, deren Concerte er so zu lieben scheint, daß er sie, wie schon gesagt, täglich siebenmal unter seinen Fenstern spielen läßt. Da vernimmt man denn oft die verschiedensten Stücke, Märsche, Operarien, Gassenhauer; alles wird hier getrommelt und gepfiffen, und es ist eine recht seltsame Ueberraschung, alte bekannte Melodien, wie den alten Dessauer oder eine Arie aus dem Freischütz in dieser fremdartigen Umgebung so unbarmherzig verstümmelt zu hören. Noch curiöser als die Musik ist das Schauspiel, diese Mustersoldaten exerciren zu sehen. Ein alter graubärtiger Araber, der Commandant der im Fort garnisonirenden Beludschien hat auch hierbei den Oberbefehl. Zum Exerciren dient der freie Platz um den Flaggstock herum, der aber gewöhnlich wie eine Rumpelkammer mit allen möglichen Dingen, oft mit Baumstämmen, Balken, Planken etc. bedeckt ist. Der alte Araber commandirt englisch, und geht bald vorwärts bald rückwärts, sein Schwert in der Hand schwenkend, vor seinem ungelehrigen Bataillon einher. Es wird dabei über Stock und Stein hinwegmarschirt,

über die im Wege liegenden Baumstämme, Planken und über die kleine Palisaden-Reihe, welche das Customhaus nach Osten zu von dem freien Platze scheidet; nichts hält die einmal in Bewegung gesetzten Krieger auf; durch Kisten und Kasten, Gheetöpfe und aufgestapelte Säcke windet sich die Colonne hindurch. — Ein solches Schauspiel ist in der That eine rechte Erheiterung, und diese Carricaturen von Militär mit den langen Armen, die einen Fuß weit aus den kurzen Aermeln ihrer rothen Jacken hervorstecken, anzusehen, würde selbst den größten Hypochonder zum Lachen bringen. Nichtsdestoweniger ist der Sultan stolz auf diese bewaffnete Macht, er läßt sie aber auch für ihre geringe Monatsgage sich redlich abarbeiten.

Der alte Palast selbst ist ein langes düsteres von der Zeit geschwärztes Gebäude. Wie alle Häuser Zanzibars ist es ohne architektonischen Schmuck; kahl und nackt steigen seine Mauern bis unter das über ihnen errichtete Makuti in die Höhe. — Es ist in der unmittelbaren Nähe des Strandes erbaut, und hat nach der Seeseite zu eine kleine Terrasse. In dieser Front hat es auch seine größte Ausdehnung; von Norden nach Süden beträgt seine Façade nur 7 Fenster. Bietet es schon von der See aus, der wenigen nur mit grünen Jalousien und eisernen Gittern versehenen Fenster wegen, keinen erfreulichen Anblick dar, so ist der Eindruck, den es von der inneren Seite auf den Beschauer macht, an der beinahe gar keine Fenster, sondern nur ganz kleine wohlvergitterte Löcher sichtbar sind, ein noch viel traurigerer; man glaubt eher ein Gefängniß vor sich zu haben als den Palast eines mächtigen morgenländischen Fürsten. Und in Wirklichkeit ist es auch nichts mehr, als ein Gefängniß, in dem der Sultan seine vielen Frauen von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen hält. An der westlichen Seite befindet sich das Hauptportal, zu dem vom Platze aus eine Flucht breiter steinerner Stufen führt; aber auch hier vergittern dicke Eisenstangen die wenigen Fenster. — An seiner südlichen Seite ist der Palast in der Höhe der ersten Etage durch eine ringsum von Planken verschlossene Brücke mit einem anderen hohen Hause verbunden. Dies zweite Gebäude ist ebenfalls zum Aufenthalte der Frauen und Töchter des alten Sultans bestimmt, und wird noch heutigen Tages von ihnen bewohnt. Oft, wenn man dort vorüber kommt, bemerkt man hinter den dicken Eisenstangen der kleinen Maueröffnungen unmaskirte Frauengesichter, die, falls kein Araber in der Nähe ist, der es sehen und verrathen könnte, dem Fremden freundlich zunicken; früher nahmen sie sich auch noch größere Freiheiten. Unwillkürlich denkt man bei dem Anblicke dieser düsteren Gebäude, daß in ihnen manches schöne Weib einsam sein Leben vertrauert; aber bald drängt sich doch die Wahrnehmung auf, daß die Weiber hier ein besseres Le-

ben nicht kennen und sich deshalb für ganz glücklich halten; selbst die lange Weile wissen sie sich gewiß auf eine oder die andere Weise zu vertreiben, denn die Schlaueit, das Erbtheil der Evatöchter, ist hier durch stete Uebung in weit höherem Grade entwickelt, als bei unserem zarten Geschlechte. — An der rechten Seite des Weges, ehe man nach dem eben beschriebenen Gebäude kommt, erhebt sich der neue Palast des jetzigen Sultans Szeyd Madjid, eines der vielen unehelichen Söhne des verstorbenen Szeyd Szaid. Erst in den letzten 2 Jahren wurde der Neubau begonnen und bis jetzt ist nur das Hintergebäude ganz vollendet, das von seiner hohen Plattform einen Ueberblick über die ganze Stadt und die See weit nach Norden und Süden gewährt. Hier bringt der Sultan oft entweder ganz allein oder nur von einem Sklaven begleitet die späten Nachmittagsstunden zu; dann ist er seiner Pracht entkleidet, nur mit einem langen einfarbigen arabischen Rocke angethan und trägt einen kleinen rothen Fez. Die Thür, welche zum vorderen Theil des Palastes führt, ist wirklich ein Meisterwerk hiesiger Arbeit; sie ist von Spitzbogen-Form, über und über mit theilweise durchbrochener Bildhauerarbeit bedeckt und von einem Bavianen angefertigt worden.

In dem Winkel zwischen diesem im Innern noch unausgebauten Hause und der naheliegenden Moschee des Sultans, der größten und Hauptmoschee der ganzen Stadt, stößt uns wieder ein recht trauriger Anblick auf; es ist dies eine Menge Sklaven, die an einer langen Kette vermittelt eines um ihren Hals befestigten eisernen Ringes angeschlossen sind. Sie waren ihren Herren wahrscheinlich entlaufen; nun sitzen sie hier in geschlossener Gesellschaft und erwarten das Ende ihrer Strafzeit, vielleicht mit Sehnsucht, vielleicht sehen sie es auch ungern herankommen, da sie dann wieder arbeiten müssen, während sie jetzt ihre Stunden mit Nichtsthun hinbringen können. —

Biegen wir da, wo der Harem des verstorbenen Sultans aufhört, um die Ecke, und gehen nach dem Strande hinunter, so kommen wir bald auf eine breite Strafse, die, nach Osten am Ufer hinführend, uns eine prachtvolle Aussicht auf den Hafen, die dahinter liegenden kleinen grünen Inseln und gerade vor uns im Hintergrunde auf die reich bewaldete westliche Küste Zanzibars bietet. Wir befinden uns in dem Stadttheile, welcher Melinde genannt wird. Hier passiren wir die schönsten Häuser, die Zanzibar besitzt; neu erbaut glänzen sie mit ihrem weißen Kalkbewurf in das Meer, und sind uns auch schon beim Einsegeln als die prächtigsten, höchsten und größten der ganzen Stadt aufgefallen. Wenn auch bei näherer Betrachtung der allzugroße Reiz, mit dem unsere Einbildungskraft sie von Ferne umgeben, verschwindet, so bleiben sie doch immerhin eine recht angenehme Erscheinung, im

Gegensatz zu den alten Gebäuden, welche den Kern der Stadt bilden, und zeigen, wie die Cultur bereits anfängt Boden zu gewinnen, wie die Leute auch hier im Vergleich mit früheren Zeiten bedeutend vorgeschritten sind. Man sieht im Allgemeinen, daß das Geld bei diesen Neubauten keineswegs gespart worden ist, daß aber noch die Kunst, und der verständige Arbeiter, der sie anzuwenden versteht, fehlte. In diesem Quartier wohnen die reichsten Araber der Stadt, die Mehrzahl der Brüder des Sultans und die französischen Kaufleute nebst ihrem Consul. An das Ende der glänzenden Häuserreihe schlossen sich wieder ärmliche Hütten; mitten zwischen ihnen liegt die Moschee mit dem kleinen schon von der Südseite auf ziemliche Distanz sichtbare Minaret und den Gräbern ihrer Erbauer an ihrem Fusse zur rechten Seite der vorüberführenden Straße. Nur ein großes, aber bis jetzt noch unvollendetes Gebäude unterbricht von hier an die Reihe der einförmigen kleinen Hütten, die sich, zwei Hauptstraßen bildend, bis zur Lagune hinziehen. Die Passage über diese wird durch zwei Brücken (*deraja*) vermittelt, die eine in geringer Entfernung vom Meere selbst, die andere kleinere wohl 6—700 Schritte weiter nach Süden. Beide sind gewöhnlich nicht im besten Stande, doch weiß man es so einzurichten, daß, wenn die eine impracticabel ist, die andere wenigstens zur Noth benutzt werden kann. Auch ihre Construction zeigt, auf welcher niedrigen Stufe die Baukunst hier in Zanzibar im Allgemeinen noch steht. Wie bei dem Bau der platten Dächer sind von Pfeiler zu Pfeiler, die in der Entfernung von 12—16 Fuß im Bette des Stromes stehen, dicke Rothholzknüppel (*borti*) gelegt, und diese mit einem Mauerwerk von Kalk und Steinen überdeckt. Die große Brücke (*deraja mkuba*) mag wohl 20—25 solcher Pfeiler haben; sie ist an den Seiten nicht einmal mit einem Geländer versehen und wurde schon seit den letzten Jahren immer baufälliger; wo die Unterlage von Bortis verfaulte, waren große Löcher entstanden, und da man auch an den Stellen, die noch gut aussahen, nicht wußte, ob nicht auch sie sich unter den Füßen des nächsten darüber Passirenden öffnen würden, that man besonders zu Pferde besser, diese Passage zu vermeiden und bei niedrigem Wasser lieber durch die Lagune zu reiten. Jetzt sind bereits ganze Pfeiler eingestürzt, und die Leute benutzen das vorhandene Baumaterial für ihre eigenen Hütten und Häuser. Hinter der großen Brücke gelangt man auf eine weite Ebene, über die der Weg in der Nähe des Strandes nach Mtoni geht. — Die kleine Brücke (*deraja mdogo*) nur auf 3 Pfeilern ruhend, ist nach einem anderen Principe aufgeführt. Der mittelste Pfeiler ist nämlich von einem viereckigen Mauerwerk gebildet, dessen innere Höhlung man mit Schutt auffüllte. Beim Bau war zu früh, noch ehe die Seitenwände gehörig getrocknet waren, mit diesem Auffüllen

angefangen worden, und so kam es, daß einst nach einem starken Regen das oben eingedrungene Wasser durchbrach und das Werk vieler Monate theilweise zerstörte. Jetzt ist die Brücke glücklich vollendet, und hat sogar an den Seiten eine Mauer als Geländer. Ein Zweigarni des Bazars, welcher die ganze Stadt in verschiedenen Richtungen durchzieht, mündet auf dieser Brücke aus. Jenseits, am anderen Ufer der Lagune findet sich seine Fortsetzung. In jedem der kleinen, steinernen, weißgetünchten Häuschen hat ein Hindi seinen Laden und einen Detailhandel mit den verschiedensten für die täglichen Bedürfnisse erforderlichen Artikel. Hier sind die Strafsen auch bei weitem nicht so eng, wie drüben, und die ganze kleine Vorstadt macht einen recht freundlichen Eindruck. — Je weiter man geht, desto seltener werden die steinernen Gebäude, Hütten treten an ihre Stelle; einzeln liegen sie zwischen schattigen Mango's und hohen Kokospalmen zerstreut; lebendige Hecken schliessen zu beiden Seiten des Weges die Strafsen von den kleinen Besitzungen ab. Man befindet sich hier bereits in der Einsamkeit des Landlebens. Kleine mit verschiedenem Grünzeug und Früchten, Manioc, Yams, Bataten, bepflanzte Felder umgeben die Hütten, die in unmittelbarer Nähe malerisch von einem Kranze von Bananen mit den hellgrünen schön glänzenden Blättern eingeschlossen sind. Kleine dickbäuchige Negerkinder laufen ganz nackt zwischen den vielen Hausthieren, Hühnern, Enten, Gänsen und Ziegen herum. Die älteren Kinder sind mit dem Aushülen des zur Mahlzeit nöthigen Reises beschäftigt, den der auf drei kleinen Steinen über dem Feuer stehende Topf schon zu erwarten scheint; einige alte Frauen, vielleicht die Mütter der Kleinen, sitzen unter der Veranda, und sind damit beschäftigt lange Streifen feinen Strohgeflechts zu machen, oder die schon farbigen zu bunten Matten zusammenzunähen. Alles athmet hier die Ruhe und den Frieden der Ländlichkeit. — So zieht sich das stille Dörfchen noch weit in das Land zwischen grünen Bäumen hin, wo man vom Strande aus schon lange nichts mehr als Wald vor sich zu haben glaubt. — Beinahe könnte man sich in diesem Labyrinth einzelner schmaler Heckenwege verirren; denn von der Stadt und ihrem Getümmel sieht und hört man nichts mehr, und die Hütten sehen eine der anderen so ähnlich, daß man sie erst nach häufigem Durchwandern dieser Gegend von einander unterscheiden lernt.

Hier findet der Spaziergänger stets neue Wege, welche die nach und nach immer vereinzelter dastehenden Besitzungen mit einander verbinden und den Wald in allen Richtungen durchschneiden; immer neue reizende Baumparthien und anmuthige landschaftliche Scenerien erfreuen ein für Schönheiten der Natur empfängliches Auge. Die ganze Insel im Umkreise einiger Meilen von der Stadt gleicht einem

großen Garten, einem Parke; wenn auch die Menschen bis jetzt wenig gethan haben, ihn zu verschönern, so ist er doch, wie er aus der Hand der Natur hervorgegangen, reizend genug, um das Gemüth mit Belagen zu erfüllen.

VIII.

Ein Besuch der Insel Formosa.

Von Robert Swinhoe, Britischem Consul in Amoy. ¹⁾

In dem britischen Dampfer *Inflexible* verliesen wir Amoy am 7. Juni 1858, fuhren an den Pescadores vorbei, kamen am nächsten Tage vor Kok-si-kon ²⁾ an und ankerten etwa eine Seemeile von der Küste entfernt. Alles was wir vom Lande sehen konnten, war ein sandiger Strand, hier und dort mit Waldflecken besetzt, und weiter im Innern ein Waldgürtel am Fusse einer nur undeutlich zu erkennenden Bergkette. Da der Wind am 10. vom Lande her blies und die Brandung weniger heftig war, konnten wir mit der *Gig* bei einigen Hütten ans Land kommen. Die Bewohner — chinesische Fischer — kamen uns freundlich entgegen; die armen Leute leben in Strohhütten, vor denen sie auf Reihen von Pfählen ihre Netze ausgespannt haben. Von Vieh besaßen sie Nichts als ein paar Schweine. Wir hörten von ihnen, daß ihre Familien weiter im Innern lebten und daß sie diese Sandbänke nur der Fischerei wegen verschiedene Mal im Jahre besuchten.

Die Sandbänke sind nicht breit und überall von seichtem Wasser umgeben. Auf den meisten standen ein paar Hütten. Die Ufer be-

¹⁾ Der Verf. ist unsern Lesern bereits durch einen Bericht über eine seiner frühern Fahrten nach Formosa bekannt. (Vgl. Zeitschr. N. F. Bd. III, S. 417 ff.), bei welcher er indess nur die nördliche Hälfte der Westküste kennen lernte. Reicher an Resultaten, namentlich in Bezug auf die so wenig bekannte Ostküste und die Bevölkerung derselben, war die Fahrt um die Insel und der Besuch der bisher unbekanntten Schwefelgruben bei Kelung, — Reisen, die Swinhoe im Jahre 1858 auf dem von Capt. Brooker befehligten Schiff *Inflexible* ausführte und über die er den jetzt vorliegenden Bericht abgestattet hat. Wir entlehnen diese Abhandlung, eine wichtige Ergänzung dessen, was aus Capt. Brooker's Bericht in dieser Zeitschrift Bd. VII, S. 385 ff. mitgetheilt ist — unter Fortlassung desjenigen, was lediglich auf die Aufgabe der Expedition (Erkundigung nach Schiffbrüchigen) Bezug hat, dem „*Journal of the North China Branch of the Asiatic Society*“, einer in Shanghai erscheinenden Zeitschrift, über deren erstes, unter einem andern Titel publicirtes Heft wir Bd. V, S. 365 berichtet haben.

²⁾ Nach Capt. Richards unter 23° 5' 22" N. Br. Vgl. über diesen Hafen diese Zeitschr. N. F. Bd. III S. 413. 414.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: [NS_8](#)

Autor(en)/Author(s): Quaas E.

Artikel/Article: [VII. Stadt und Hafen Zanzibar. 177-207](#)